

(Nachdruck verboten.)

14)

Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

„Sie ist keine Witte,“ bemerkte der Senior zu Reich.
„Gewiß nicht, das ist ein anderer Typus.“ Er lächelte
Tini zu und sie erwiderte dieses Lächeln.

„Fräulein Schönbrunner, Herr Reich,“ stellte jetzt
Luise vor.

„Geh', ich weiß schon, wer das ist,“ lispelte Tini in schalk-
hafter Grazie.

Und als Reich hierauf mit einem langgezogenen „So —
so“ sie schärfer ins Gesicht faßte, ließ sie ihrem Theater-
enthusiasmus die Zügel schießen. „Serrgott, wie oft hab' ich
mich angestellt, wenn unser Reich a schöne Roll' g'habt hat, um
vier Uhr bin ich oft schon in der Schnecken g'standen, hab' alles
ertragen, Hunger und Durst, Grobheiten und Püffe, und wenn
ich dann mit Müß' und Not die Kasse erreicht hab', wie oft hat's
dann g'heißen: „Letzte Galerie nichts mehr da“ — dann hab'
ich g'heult, es hat mir nir' g'mußt, aber wenn ich mir ein Billet
erobert hab', hätt' ich's um keine Million mehr hergegeben.
Na, es geht andern auch so. Ich glaub', es giebt überhaupt
keine Wienerin, die Sie nicht schon auf der Bühne bewundert
hat, Herr v. Reich, außer — den zweien da,“ setzte sie, mit einer
großen Armbewegung auf die Schwestern deutend, hinzu, ihre
Zurückhaltung parodierend.

Ihre natürliche Komik wirkte unwiderstehlich, man lachte,
und der Baron konnte sich nicht enthalten, mit einem „Sie ist
reizend!“ seinem Wohlgefallen unverblünten Ausdruck zu
geben.

Reich hatte sich den Schwestern zugewendet: „Ist das
wahr, was Ihre Freundin behauptet, Sie hätten mich noch
nicht spielen gesehen?“

Luise verneinte stumm, ihr Herz pochte zu stark und ihre
Gedanken wirbelten konfus durcheinander.

„Ist das möglich?“ riefen die beiden Brandts, „besud' er
Sie überhaupt kein Theater?“

„O doch,“ sagte Gusti, „aber selten.“

„Sie gehen nie in ein neues Stück, aus Furcht, sie könnten
verdorben werden,“ ergänzte Tini.

„Sie fürchten das nicht, Fräulein Tini?“ fragten Vater
und Sohn fast gleichzeitig, und mit demselben indiskreten
Lächeln, indem sie der kleinen Ausgelassenen näher rückten.

Tinis Augen funkelten.

„Ich? Aber ich möcht' am liebsten gleich selbst zum
Theater gehen, wenn ich nur wüß', ob ich Talent hab'.“

„Wenden Sie sich doch an Reich, der kann's Ihnen
sagen.“

Sie schielte von der Seite nach dem Schauspieler hin.

„Ja, wenn i mi trauen thät.“

Reich hatte die Augen von Luise nicht abgewendet und es
war wieder ein so eigentümlicher inquisitorischer Blick, der die
Frage begleitete: „Hatten Sie auch nicht das Verlangen, mich
spielen zu sehen, Fräulein Luise?“

Sie zuckte unter dieser Sonde zusammen. Warum fragte
er? Setzte er bei ihr ein besonderes Interesse für ihn voraus?
Was berechtigte ihn dazu? Und Luise nannte er sie? Er hatte
ihren Namen behalten . . . Den Vater hatte er schon nach
acht Tagen nicht mehr gefannt, nicht kennen wollen. Ihre
innere Verletztheit behielt über die mannigfachen Empfin-
dungen, die auf sie einströmten, die Oberhand.

„Nein,“ sagte sie herb, fast feindlich.

Mit einem Bufen der Augenbrauen quittierte er die Un-
höflichkeit, die in dieser kurzen Antwort gelegen war und
wendete sich seinen Freunden zu.

Der Baron hatte ihn unter den Arm genommen, er schien
nicht übel Lust zu haben, sich zum Beschützer dieser kleinen
Theaterenthusiastin aufzuwerfen.

„Sie hat sicher Talent,“ meinte er, „sehen Sie sie nur
einmal drauf an.“

„Talent, Talent!“ wiederholte Reich sarkastisch. „Was
ist damit gesagt? Haben nicht alle jungen Damen Talent für
die Bühne? Und doch möchte ich keiner raten, diesen Beruf

zu wählen. Eine Bühnenlaufbahn ist heute komplizierter als
je, und um sich behaupten zu können, braucht man noch ganz
andre Eigenschaften und Begünstigungen als Talent.“

„I dank' schön für die Ermutigung,“ sagte Tini in echt
wienerischer Schnippigkeit. Dann ihm von unten auf einen
schelmischen Blick zuwerfend: „Und wenn ich mich an Ihre
warnende Stimme nicht fehr'? Wenn ich trotzdem zum Theater
geh', was dann?“

Er nahm sie derb am Kinn und sagte mit Humor: „Dann
besitzen Sie wahrscheinlich diese Eigenschaften, mein Kind.“

„Bravo, bravo, famos!“ sekundierten die beiden Brandts,
Reich sah auf die Uhr.

„Es ist Zeit — ich habe Probe . . . meine Damen —“

Er küßte seinen Cylinder mit einer eigenartigen Bewegung,
grüßte kühl und ceremoniell, und nachdem er noch einige
Worte mit Ferdinand gewechselt, schritt er dahin, den
Kopf hoch, in vornehmer Haltung, ohne sich umzusehen.

Die Brandts wollten die Damen nach Hause bringen.
Aber die Wittes lehnten ihre Begleitung in so entschiedener,
ja ängstlicher Weise ab, daß sie nicht weiter in sie drangen.
Was wollten sie auch mit ihnen? Es waren anständige
Mädchen, aus gutem Hause. Ein Bedauern über diese That-
sache sprach sich in ihren Mienen aus, als sie sich von den
Damen empfahlen, um in entgegengesetzter Richtung dahin-
zuschlendern.

Einmal blickten sie zurück und gerade in dem Augenblick
hatte auch Tini sich umgesehen.

„Ein fecher Kerl,“ meinte der Baron und schmalzte dabei
mit der Zunge.

Tini aber lächelte glücklich in sich hinein. Sie fühlte,
sie hatte heute über die albernen Witte Mädchen den Sieg
dabongetragen.

9. Kapitel.

Die Unzufriedenheit und Aufregung in Wien, die durch
die Verletzung der Gemeindeautonomie geschaffen wurde,
dauerte fort.

Sechs Wochen nach der Auflösung des Gemeinderates
sollten die Neuwahlen erfolgen, aber sie wurden auf Monate
hinausgeschoben.

Die Regierung wollte Zeit gewinnen, um die Wahlen in
ihrem Sinne zu beeinflussen.

Es sollte ihr nicht gelingen.

Je mehr es Wadeni sich angelegen sein ließ, den Volks-
mann zu diskreditieren, indem er ihn als Aufriührer behandelte,
der die kaiserliche Gnade verwirkt hatte, um so mehr nahm
sein Anhang zu.

Die Wiener waren doch nicht so byzantinisch, als die Re-
gierung sich einbildete, und bald standen Lueger und Wadeni
als die Extreme von Volksgunst und Mißgunst einander
gegenüber.

Endlich konnten die Wahlen nicht länger verschoben
werden. Neuwahlen wurden ausgeschrieben und ergaben ein
glänzendes Resultat, das die kühnsten Erwartungen der Anti
weit übertraf.

„Sieg Lueger! . . . Niederlage Wadenis!“

Das Geschrei durchtoste die ganze Stadt: die anti-
semitischen Gemeinderäte waren die Herren von Wien.

Es folgte nun eine Siegesfeier der andern, sie konnten
sie in allen Bezirken feiern, und Schönbrunner hatte alle Hände
voll zu thun.

Er trieb jetzt einen Aufwand von weißer Wäsche, wie nie
vorher in seinem Leben, und verschwendete viel Geld in Malz-
bonbons, weil er vor lauter „Soh Lueger!“ schreien fort-
während heiser war.

Einmal erzählte er beim Mittagessen den Seinigen von
den großartigen Vorbereitungen, die beim Swoboda im Prater
für die nächste Feier getroffen werden.

Für fünfzig Gulden waren allein weiße Nelken bestellt
worden zur Dekoration des Ehrentisches. Als er merkte,
wie seine Frau in atemloser Spannung seinen Ausführungen
folgte, lächelte er gnädig.

„Du kannst Dir's ja auch einmal anschauen,“ und als sie
ihn verständnislos anstaunte:

„Nicht Dir was z'amm', daß D' anständig ausschaut, zur
nächsten Siegesfeier nehm' ich Dich mit.“

Die Ueberraschung raubte ihr die Sprache, endlich löste sich's wie ein Geufzer von ihrer Brust:

„Was fang' ich da an, ich hab' nichts zum Anziehen.“

Er hatte ein brutales Lachen.

„Immer dieselbe G'schicht' bei den Weibsbildern, wenn Du nichts hast, dann lassen wir's stehen.“

„Höchstens mein schwarzes Seidenkleid.“

„Ist das nichts?“

„Aber es hat so enge Ärmel.“

„Willst Du vielleicht auch Ballonärmel tragen?“

„Ich brauche ja nur zwei Meter dazu.“

„Eine so dumme Mode!“

Er schielte nach seiner Tochter hinüber, bei der sich die Bluse schon modern über den Schultern bauschte. Er hätte Lini lieber mitgenommen, mit ihr konnte er Staat machen, aber er kannte und fürchtete ihre Präntation, die war mit Ballonärmeln allein nicht zufrieden zu stellen.

Sein Vaterstolz kämpfte mit seiner Sparsamkeit. Er erwartete ihren stehenden Blick, dann wollte er sie ordentlich anschauen, sie sollte was zu hören kriegen, aber wenn sie ihn recht schön gebeten, hätte er ihr schließlich die weitere Zuhör als unverdiente Gnade an den Kopf geworfen, aber Lini sah so gleichmütig vor sich hin, als ob sie dasjenige, was da verhandelt wurde, gar nicht berührte. Das verdroß ihn. Er nahm den Mund jetzt noch voller, um sie zu reizen, und sprach von den hohen Persönlichkeiten, die sich zu dieser Feier einfänden werden.

„Und da sind Leute darunter — es könnte Dir schon passieren, Anna, daß Du neben einen Prinzen zu sitzen kommst.“

„Ich möcht' lieber bei Dir sitzen,“ versetzte Frau Anna ängstlich.

„Das giebt's nicht,“ schrieb er sie an, „da kannst Du gar nichts mögen, dazu sind die Festordner da. Da geht's anders zu, als Du glaubst. Raum trittst Du ein, nimmst Dich gleich einer beim Flügel und führst Dich in den Saal — und zum Ehrentisch, wie sich's für meine Gemahlin gehört — und wenn er Dich g'rad' neben den Prinzen hinsetzt, da kannst' nicht sagen: „Ich mag nicht!“ Da mußt Du Dich benehmen und liebenswürdig sein und Deinen Nachbarn zu unterhalten suchen.“

„Ach?“

„Der Prinz ist ein ganz guter Kerl, besonders gegen Damen.“

„Aber wie kann ich denn mit den engen Ärmeln —!“

Wie ein Verzweiflungsschrei rang es sich aus dem Busen der Frau Schönbrunner empor.

Ihr Mann kraute sich hinter den Ohren.

Neben einem Prinzen schienen ihm die engen Ärmel selbst anstößig zu sein. Er warf einen forschenden Blick nach seiner Tochter — kam sie noch immer nicht bitten? . . . Aber sie stand abgewendet und krante in ihrem Nähkorb herum.

„Auch gut,“ dachte er, „die Gans glaubt doch nicht, daß ich sie bitten werde.“

Er war aufgestanden und nachdem er eine Weile mit dröhnenden Schritten auf und nieder gegangen, blieb er vor seiner Frau stehen und warf einen Hüner vor sie auf den Tisch.

„Da hast, damit kannst Du Dich ausstaffieren, aber bitte, kein weiteres Kamanto.“

Sie stürzte sich hastig auf das Geld, als fürchtete sie, seine Grobmut könne ihn im nächsten Augenblick wieder reuen, und steckte es ein.

„Danke, danke vielmals,“ rief sie, trat dicht an ihn heran und spitzte den Mund, als wolle sie ihm einen Kuß geben.

„Is schon gut,“ sagte er phlegmatisch und wendete ihr den Rücken.

(Fortsetzung folgt.)

Justiz à Discretion.

I.

Der Vorsitzende: Wir bitten Sie vielmals um Verzeihung, verehrter Herr Kommerzienrat, daß wir Sie hierher bemühen mußten, aber nachdem nun einmal die Anzeige erstattet worden ist, daß von den Ihnen zur Aufbewahrung gegebenen Depots etwa 20 Millionen verschwunden sind, konnten wir nicht gut anders. Wir müssen mit der Presse rechnen.

Der Angeklagte: Sie hätten lieber diese Agitationspresse hierher laden lassen sollen. Was geht das die Deffentlichkeit an, wo die 20 Millionen geblieben sind! Das ist einzig und allein meine

Angelegenheit. Im übrigen: Ich erkläre auf Ehrenwort, und alle, die mich kennen, werden mir das bezeugen, es ist alles mit rechten Dingen zugegangen. Ich bin viel zu anständig, als daß ich so indiskret sein könnte, zu verraten, was mit den beregten 20 Millionen geschehen ist.

Der Vorsitzende: Sehr wohl, Herr Kommerzienrat. Die Sache ist nunmehr aufgeklärt. Haben Sie noch eine Frage, Herr Staatsanwalt?

Der Staatsanwalt: Hm! Herr Verteidiger, haben Sie vielleicht noch eine Frage an den Herrn Angeklagten?

Der Verteidiger (verwundert): Ja? Nein.

Der Vorsitzende: Dann ziehen wir uns also —

Der Staatsanwalt (sehr verlegen): Noch einen Augenblick, Herr Vorsitzender. Ich habe nämlich einen Zeugen laden lassen.

Der Vorsitzende: Was sollte der noch aussagen können? Ich denke, die Sache ist vollständig aufgeklärt.

Verteidiger: Ich verzichte auf den Zeugen.

Der Angeklagte: Und ich lehne alle Zeugen entschieden ab. Das fehlte noch, daß ich mich mit solchem Pack herumschlagen müßte.

Der Staatsanwalt: Gleichwohl: Der Zeuge muß gehört werden. Sonst könnte die Deffentlichkeit —

Der Angeklagte: Die Deffentlichkeit besteht aus den Lumpen, denen wir die Zuwendungen verweigert haben. Aber schließlich, wenn Sie durchaus wollen, so habe ich auch nichts dagegen einzutenden. Man soll mir nicht nachsagen können, daß ich irgend etwas zu verbergen hätte.

Der Vorsitzende: Also lassen Sie den Kerl reinkommen.

Der Zeuge (erscheint): Ich habe 20 000 M. bei —

Der Vorsitzende: Halten Sie gefälligst den Mund. Erst frage ich! Ich warne Sie aber im voraus vor jeder unrichtigen Aussage. Darauf steht Zuchthaus. Was wissen Sie?

Der Zeuge (kleinlaut): Ich habe 20 000 M., mein ganzes Vermögen, bei dem Herrn Kommerzienrat deponiert. Ich bin ein alter Mann und habe nun gar nichts —

Der Vorsitzende: Fassen Sie sich kürzer. Sie werden einsehen, daß das Gericht nicht dazu da ist, um Ihnen Ihr Geld zurückzuerstatten. Wenn Sie etwas verloren haben wollen, so wenden Sie sich an ein Fundbureau.

Der Zeuge: Aber der Herr Kommerzienrat hat ja mein Geld gehabt und ich konnte es nicht wiederbekommen.

Der Angeklagte: Ich kenne den Menschen gar nicht.

Der Vorsitzende: Damit ist der Gegenstand wohl erledigt.

Der Verteidiger: Sie behaupten, daß Sie das Geld in der Bank deponiert haben, der die Ehre zu Teil geworden ist, von dem Herrn Kommerzienrat geleitet zu werden. Haben Sie einen Beweis dafür?

Der Zeuge: Ich habe doch die Quittung der Bank.

Der Angeklagte: Ich habe zwar über den Empfang von 20 000 Mark quittiert, ich habe aber keinen Pfennig erhalten. Wir pflegen solche Quittungen auszustellen, um den Leuten eine kleine Freude zu bereiten.

Der Zeuge: Ich schwöre, daß ich die Summe auf Heller und Pfennig bei der Bank deponiert habe. Es waren lauter preußische Konfols.

Der Verteidiger: Sind Sie in der Lage, die Papiere vorzuzeigen, die Sie bei der Bank deponiert haben wollen? Man muß sie doch erst sehen, um zu glauben, daß sie auch außerhalb Ihrer Phantasie existieren.

Der Zeuge (heulend): Aber wenn ich die 20 000 Mark vorzeigen könnte, hätte ich sie doch nicht verloren.

Der Vorsitzende: Benehmen Sie sich nicht ungebührlich. Sie gesehen zu, daß Sie das corpus delicti, das Ihnen angeblich entwendet worden ist, nicht präsentieren können. Damit ist die Angelegenheit erledigt.

Der Staatsanwalt: Noch eine Frage: Können Sie sagen, wohin die Ihnen angeblich unterschlagenen Gelder geraten sind?

Der Verteidiger: Das gehört nicht zur Sache.

Der Angeklagte: Ich protestiere gegen derartige indiskrete Fragen.

Der Vorsitzende: Besteht der Herr Staatsanwalt auf seiner Frage?

Der Staatsanwalt: Ich stehe auf dem Standpunkte, daß diese Angelegenheit bis in die letzten Einzelheiten aufgeklärt werden muß. Man soll nicht den Wortwurf machen, daß hier irgend etwas vertuscht wird.

Der Vorsitzende (ärgerlich): Na meinetwegen. Also, Zeuge, was wissen Sie?

Der Zeuge: Ich habe gehört, daß der Hofloch der Erbgroßherzogin von Gerolstein die 20 000 Mark erhalten hat, um eine Altardecke zu stiften.

Der Angeklagte: Der Herr Hofloch der Erbgroßherzogin von Gerolstein gehört seit jeher zu meinen wärmsten Verehrern. Er weiß, was er an mir hat. Das ist die ganze Wahrheit.

Der Vorsitzende: Herr Staatsanwalt, genügt Ihnen diese Aufklärung?

Der Staatsanwalt: Vollkommen.

Der Vorsitzende: Damit ist die Beweisaufnahme ge —

Stimme aus dem Zuschauerraum: Lassen Sie mich sofort als Zeuge vernehmen!

Der Vorsitzende: Ah, Seine Excellenz, der Hofkoch Ihrer Hoheit der Erzogroßherzogin von Gersfeld! Sie wollen eine Zeugenaussage machen? Bitte, bemühen Sie sich hierher.

Der Hofkoch: Ich lege Wert darauf, diese nichtswürdigen Verleumdungen auf der Stelle zurückweisen zu können. Seit einem Menschenalter fast widme ich meine ganze Kraft unermüdet, Tag und Nacht, der Lösung der sozialen Frage, indem ich Altarbeden stifte. Und was ist der Lohn? Man bewirft mich mit Kot, man verfolgt mich, man verdächtigt mich. Das ist die Wahrheit. So wahr mir Gott helfe.

Der Staatsanwalt: Sonst haben Sie keine Beziehungen zu dem Herrn Angeklagten?

Der Hofkoch: Gott ja, ich stelle ihm so alle Woche mal ne Duitung aus, über 100 000 M., über 300 000 M. und je nachdem auch mal über 'ne Million. Das ist in unsren Kreisen so üblich. Man nennt das: „Konto-Auflösen.“ Aber Geld habe ich natürlich nie einen Pfennig erhalten. Und übrigens habe ich mich auch jedesmal sorgfältig danach erkundigt, ob die Summen etwa aus seiner Tasche oder aus den Depots stammen.

Der Vorsitzende: Ich verstehe durchaus. Jetzt ist alles vollständig aufgeklärt. Haben Sie noch eine Frage, Herr Staatsanwalt?

Der Staatsanwalt: Nein.

Der Verteidiger: Ich schließe mich dem Herrn Staatsanwalt an.

Der Angeklagte: Kann ich nun gehen?

Der Vorsitzende: Bitte, noch einen Augenblick!

Der Gerichtshof zieht sich zurück und kehrt sofort zurück.

Der Vorsitzende: Ich habe das Vergnügen, Ihnen Herr Kommerzienrat zur Freisprechung zu gratulieren. Zugleich haben wir, um Sie für Ihren Zeitverlust zu entschädigen, beschlossen, Sie für die Verleihung des Geheimen Kommerzienrats-Titels zu empfehlen.

Vorgeführt aus der Untersuchungshaft wird die 67-jährige Witwe Anna Knuschke, die beschuldigt ist, vor einem Vierteljahr aus dem Forst Meißig im Werte von 5 Pfennigen entwendet zu haben.

Der Vorsitzende: Gesehen Sie zu, daß Sie am 10. August, 3 Uhr 40 Minuten morgens, diesen frechen Diebstahl begangen haben?

Angeklagte (weinend): Ich bin eine alte, ehrliche Frau. Ich verdiene mir redlich mein Brot mit Waschen.

Der Vorsitzende: Sie leugnen also? Welche politische Gesinnung haben Sie?

Die Angeklagte: Ich bin evangelisch.

Der Vorsitzende: Sind Sie taub? Ich frage Sie nach Ihrer Partei? Sind Sie Sozialdemokratin?

Die Angeklagte: Nein, ich bin wirklich evangelisch.

Der Vorsitzende: Sie stellen sich dumm! Wir werden Ihnen gleich auf die Sprünge helfen.

Es werden nunmehr der Ortspfarrer, der Schulze, der Gendarm, der Gemeindevorsteher, der Lehrer und der Briefträger vernommen, welcher Partei die Angeklagte angehöre.

Nach scharfem Kreuzverhör muß

die Angeklagte zugestehen, daß einmal bei ihr ein Grobneffe auf einen Tag zu Besuch war, der in Berlin arbeitet.

Der Vorsitzende: Sie sehen: es kommt alles ans Licht. Zeugnen hilft nichts. Sie sind Sozialdemokratin. Damit ist nun Ihre Schuld schon so gut wie bewiesen. Aber wir müssen gründlich vorgehen.

Es werden nach der Reihe 186 Zeugen aufgerufen, die bekunden sollen, daß sie am 10. August 3 Uhr 40 Minuten morgens die Angeklagte gesehen hätten, wie sie im Forst ein Bündel Meißig aufblas und mit sich nahm, in der Absicht, eine fremde bewegliche Sache sich rechtswidrig anzueignen.

Von den Zeugen erinnern sich zehn ganz genau, sie im Walde gesehen zu haben, einer sogar, daß sie Meißig aufblas, doch schien sie ihm dreißig Jahre jünger als die Angeklagte zu sein. Auch die andern Zeugen haben die Angeklagte sicher einmal gesehen, doch wissen sie nicht genau, wo und wann.

Kein einziger Zeuge aber vermag zu beschwören, daß die Angeklagte am 10. August 3 Uhr 40 Minuten morgens nicht das Delikt ausgeführt.

Der Staatsanwalt: Wir haben es hier wieder mit einem der traurigen Fälle zu thun, in denen dank der verheerenden und unterminierenden Tätigkeit der Sozialdemokratie die festesten Grundlagen unsrer Kultur frech angetastet worden. Sind wir erst einmal so weit, daß man selbst das Eigentum des Forstfiskus nicht mehr respektiert, so ist unser Ende gekommen. Dieses gestohlene Bündel Meißig ist die Höllenmaschine, welche die gegenwärtige Gesellschaftsordnung in die Luft sprengt. Dagegen muß mit den strengsten Strafen vorgegangen werden. Die Angeklagte ist in den Staatsbesitz eingebrochen, es handelt sich also um einen schweren Einbruchsdiebstahl in idealer Konkurrenz mit der Verächtlichmachung von Staatseinrichtungen und großem Unfug. Die Angeklagte hat mildernde Umstände bewirkt, weil sie hartnäckig leugnet. Es ist festgestellt, daß sie mit der sozialdemokratischen Partei sympathisiert. Wir haben keine Mitleid geschenkt, um diese dunkle Angelegenheit vollständig aufzuklären.

186 einwandsfreie Zeugen haben hier unter ihrem Eide behauptet, daß niemand von ihnen gesehen hat, daß die Angeklagte, wie sie behauptet, kein Meißig gestohlen hat. Ich beantrage angesichts der gemeingefährlichen Frivolität der Handlung, der elenden Gesinnung, die in ihrem Zeugnen sich ausdrückt, und der den Staat und die Gesellschaft bedrohenden Tendenz vier Jahre Zuchthaus.

Das Gericht ging über das Strafmaß noch hinaus und erkannte auf fünf Jahre Zuchthaus und zehn Jahre Ehrverlust.

Joc.

Kleines feuilleton.

11. Im Norden von Berlin. Ab und zu wird bei Berlin eine Sekundärbahn gebaut, die sich irgendwo von einer Hauptstrecke abzweigt und von da aus durch Felder, Wiesen und Wälder in Gebiete sich hineinschlingelt, die selbst einem eifrigen Touristen wegen ihrer bisherigen Abwesenheit von der Bahn fremd geblieben sein können. Wer märkische Landschaft und märkisches Volk in seiner Ursprünglichkeit kennen lernen will, dem sei die Benutzung solcher Kleinbahnen empfohlen. Von Reinickendorf geht seit wenigen Jahren eine Sekundärbahn nach Liebenwalde, die bei Wasdorf eine weitere Abzweigung nach Groß-Schönebeck aufzuweisen hat. Zunächst durchqueren wir die im Norden Berlins so verbreiteten melancholischen Nieselfelder, die der Nase mehr als dem Auge bieten. Dann folgen Gebiete überreichlichen Sandes mit dürftigen Kiefernheiden, Wiesengraben und selbst Laubwaldstreden. Bei Jühlsdorf, der ersten Haltestelle hinter Wasdorf gegen Liebenwalde, verlassen wir den Zug. Das Stationsgebäude besteht in einem Häuschen, kaum größer als ein Zeitungskiosk. Ringsum hoher und niedriger Kiefernwald. Ein Schild an einem Baume trägt die verlockende Aufschrift: „Gasthaus zur Achthundertjährigen Linde“. Das muß natürlich besichtigt werden. Wir folgen dem Handweiser und erreichen das kleine idyllisch gelegene Dörfchen Jühlsdorf in zehn Minuten. Neugierig schauen die Ortsbewohner uns an, denn Touristen sind hier zu Lande noch eine Art Merkwürdigkeit. Wir werden zum Gasthause gewiesen und sitzen auch bald im Schatten des Niesenbaumes. Eine Prachtgestalt, noch in voller Kraft und von etwa drei Metern Durchmesser. Wir berücksichtigen das rasche Wachstum, das die Linde vor Eichen und andern Bäumen auszeichnet, und ziehen von den acht Jahrhunderten eine Reihe ab; so etwa aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges dürfte der Baum stammen. Das ist auch ein hübsches Alter!

In der Nähe beginnt eine Seentette mit dem Lubowsee, die nach Osten über Rahmer- und Wandlitzsee zum Liepnitzsee in die Gegend von Niesenthal führt. Eine reiche Flora wuchert an den Seeufern auf Bruch und Moor. Aus den Seen entspringt die Biese, jener Biesebach, der über die Jühlsdorfer Mühle westwärts durch sumpfige Niederungen und ständig von Wald umrahmt gegen Westenverder fließt. So hat der Tourist von Jühlsdorf aus nach Osten und Westen der Wanderstreden genug vor sich. Einfache, stille Landschaftsbilder, nur etwa 20 bis 30 Kilometer von Berlin entfernt und dennoch ganz und gar noch unberührt von der Nähe der Großstadt und frei von dem Lärm belebter Touristenstraßen.

be. Zweierlei. Der eine Korb war fertig gepackt, der andre stand noch halb leer. Sorgsam legte Else die Wäsche hinein, Stück auf Stück, hübsch glatt gestrichen, damit sich nichts drückte. Dabei warf sie hin und wieder einen prüfenden Blick zu der Frau am Fenster.

Eine kleine, hagere Alte, sie war gerade dabei, Spitzen in eine blaßblaue Musselinbluse zu nähen.

„Sind Sie bald fertig, Frau Jäger?“

„Ja, Fräuleinchen, gleich, gleich.“

„Dann noch die Rosa, nicht wahr?“ Else stand auf und setzte sich in die Sofaecke. „Na, ich werde so lange warten, die Blumen sollen zu oberst, damit sie sich nicht so drücken. Aber machen Sie bloß, in einer Stunde wird der Korb abgeholt.“

„Ich bin ja auch gleich fertig, Fräuleinchen.“

„Wenn wir 'n nicht mitgeben können, kommt er ja nicht zur Zeit an, und wir können womöglich morgen abend noch in Reisekleidern umherlaufen. Ah, morgen abend sind wir draußen. Wie ich mich freue!“ Sie klatschte in die Hände.

„Ja, bis glaube ich,“ nickte die Alte. „So in die Sommerfrische gehen, das is fein!“

„Ich möchte ja auch jetzt nicht in der Stadt bleiben, hu, im Sommer in der Stadt, gräßlich!“ Else schüttelte sich. „Draußen kann man doch umherstreifen. Wie halten Sie es eigentlich aus in der Stadt, Frau Jäger, Sie sind doch auch vom Lande?“

„Ja, Fräuleinchen, ja, das bin ich wohl!“ Die Alte nickte.

„Und nun wohnen Sie hier auf dem Hof in Berlin. Wäghen Sie denn da nie zurück?“

„Om . . .“ Die Alte fädelte eine neue Nadel ein. „Aee, Fräulein Elschen, eigentlich doch nicht — seh'n Se mal, was hat man denn auf's Land? Da hab' ich de Feilarbeit machen müssen für's Fut. Aee, ich bin ganz froh, daß wir in de Stadt gekommen sind und daß ich's Nähen gelernt hab', dis ist besser als so auf de Felder rumschleppen müssen.“

„Aber es ist doch so schön auf den Feldern!“ Else sah träumerisch ins Weite. „Ach Gott, wenn dann das Korn so im Winde wogt, und man am Waldrand liegen kann und in die Sonne blinzelt durch das Grün . . . das ist doch zu schön.“

„Ja, ja, wenn man in de Heede liegen kann im Schatten . . .“
 es zuckte etwas wie Spott um den weissen Mund der Alten. „Aber
 stehen Se mal in de Kartoffeln und häufeln Se die, wenn Ihnen
 de Sonne auf 'n Nacken brennt, und 's is so heiß, daß Se sich kaum
 rühren können und Se müssen schuffen und schuffen 'n ganzen Tag.“

„Ja, das ist was andres“, meinte Else allflug.
 „Aber sehr anders!“ Die Alte lachte kurz auf. „Oder wenn's
 jieht, daß alles so pladdert — und Se müssen raus in de Rüben
 oder Obst pflücken.“

„Na, Regen ist für die Sommerwohnung auch nicht schön.“
 Else machte ein Mäulchen. „Denken Sie etwa, es macht Spaß, im
 Zimmer zu sitzen? Und in was für Zimmern noch dazu. Alle so
 klein und eng . . . Und wir gehen doch in ein richtiges Dorfhaus,
 wo noch schwarze Kachelöfen drin stehen — aber eigentlich ist das
 gemütlich und so poetisch.“

„Ja, für 'n paar Tage.“ Die Alte legte die blaue Bluse bei
 Seite und nahm die rosa. „Aber wohnen Se man 'n ganzes Jahr
 drin! Und se sagen schon selber, Fräuleinchen, de Stuben sind eng;
 was wollen Se denn sagen, wenn im Winter alles nah is und man
 keinen Ofen nicht warm kriegt und der Wind durch alle Lufen pfeift?“

„Na, in solchem Hause miet' ich einfach nicht,“ erklärte Else in
 weiser Entrüstung.

„Nee?“ Frau Jäger lachte wieder. „Ja, wenn Sie hingieh'n,
 zieh'n Se in 'ne Villa; aber wenn Se auf's Jut arbeiten müssen,
 wie unsereins, denn müssen Se schön nehmen, was Se kriegen, denn
 können Se man trade zufrieden sein, wenn Ihnen das Jut 'ne Bude
 jieht, die Ihnen nicht über'n Kopp zusammenfällt.“

„Ach!“ sagte Else; sie wußte nichts andres zu sagen.
 Frau Jäger schüttelte den Kopf: „Nee, ich möcht' nich wieder
 auf's Land, wenn ich auch hier auf 'n Hof wohne und auch meine
 Arbeit habe und manchmal bis in de Nacht sitzen muß, aber ich bin
 doch mein eigener Herr und kann mir 'ne Wohnung suchen wie ich
 will, und thun was ich will, und mehr verdiene ich auch als bei die
 Schusterei da draußen, wenn's auch nicht viel is.“

„Aber all die Felder und Wälder und all das Schöne draußen,
 vermiffen Sie denn das nun gar nicht ein bißchen?“ rief Else ver-
 wundert.

„Das Schöne?“ Die Alte ließ die Arbeit sinken und sah das
 junge Mädchen über die Brille an. „Ja, Fräuleinchen, was hat
 denn unsereins bons Schöne da draußen. Das Schöne, das is für
 de Leute auf's Jut oder für de feinen Sommergäste, aber doch nicht
 für eenen, der arbeiten muß; der hat schon in de Stadt von's Schöne
 nichts, aber noch viel weniger auf's Land.“ —

Kulturgeschichtliches.

— Die Weizjagd in Ostpreußen schildert Paul
 Dahms im „Archiv für Kulturgeschichte“ (Bd. 2. 1904): Während
 diese Art Sport in dem bewaldeten Preußenland ursprünglich kaum
 betrieben sein konnte, war sie im benachbarten Polen bereits zu
 hoher Blüte gelangt. Bevor der deutsche Ritterorden nach Preußen
 kam, wurde die Jagd vorwiegend mit Habicht und Sperber betrieben,
 während der seltenerer Wanderfalle nicht immer leicht zu beschaffen
 war. Seit dem 14. Jahrhundert besaß Preußen in der Beschaffung
 dieses Vogels einen bedeutenden Ruf, bis es schließlich von Holland
 abgelöst wurde, dessen beste und zuletzt einzige Falkenschule im
 Dorfe Falkenwerth in Flandern noch Jahrhunderte lang bestand.
 Nach dem Wanderfalle wird im Treßlerbuch von Marienburg, das
 aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammt, am häufigsten der
 „muserhabich“ genannt; die Bezeichnung Mäusehabicht hängt nicht
 mit Maus, sondern mit Mäuser zusammen; jedesmal wurde das
 Gefieder schöner, und mit der Zahl der Lebensjahre wuchs der Wert
 des Vogels. Als man später im Ordensland mit großem Eifer
 Falkenfang und Falkendressur betrieb, lernte man alle Weizvögel,
 welche fortgesetzt begehrt wurden, mit bestimmten Namen benennen,
 während alle minderwertigen oder gar wertlosen Raubvögel mit
 dem Kollektivnamen Mäuser bezeichnet wurden, der ursprünglich
 dem Edel Falken aus dem Südoften Europas zukommt, da im ersten
 Jahr seine Wachshaut, seine Fänge und sein Oberflügel rein blau
 sind. Die vom Hochmeister ausgesandten Falkner scheinen ihr Hand-
 werk besonders auf der Kurischen Nehrung betrieben zu haben, doch
 war auch die Falkenstätt auf der Frischen Nehrung recht ergiebig.
 Auch der Falkenfang in Skurland gehörte in späterer Zeit dem Herzog
 von Preußen; desgleichen war auf Gotland, das der preußische Orden
 eine Zeitlang besaß, ein ziemlich reichlicher Fang. Die Zahl der
 erbeuteten Vögel schwankte naturgemäß. So erfahrene wir aus dem
 Jahre 1400, daß 75 Falken geliefert wurden, während vier Jahre
 darauf die Ziffer nur 20 erreichte, wohlverstanden, nur von der
 Kurischen Nehrung. Die größte Sendung über Königsberg betrug
 78 Stüd. Aber auch als Gefasene liefen Falken ein. Trotz mannig-
 facher Irrtümer und selbst sicherer Ungenauigkeiten glaubt Dahms
 nachrechnen zu können, daß von 1399 bis 1409 mindestens 1565
 Falken nach Marienburg kamen, von wo alle nordischen Höfe mit
 Weizvögeln versehen wurden. 1396 entstand daselbst die erste
 Falkenschule, der sich bald andre in Preußen anreiheten. Die größte
 Zahl der verhandelten Falken betrug 135 im Jahre, sie sank bis auf 40,
 durchschnittlich wurden 97 erreicht. Das Jagdvergnügen war außer
 dem Hochmeister nur den obersten Gebietern und Komturen erlaubt,
 nur zuweilen wurde sie einzelnen Nonnenbrüdern erlaubt oder
 jungen Ritterbrüdern gestattet, bei letzteren war diese Jagd wohl
 auch mehr den praktischen Bedürfnissen der Küche gewidmet, um

Geflügel zum Mahl zu erhalten. Wenn auch die Erfindung des
 Schießpulvers die Jagd mit dem Weizvogel nicht sonderlich be-
 einflusste, so machte der dreißigjährige Krieg ihr vielfach den
 Garaus. — („Globus“.)

Gesundheitspflege.

ss. Ist Kakao nahrhaft? Der Kakao erfreut sich einer
 Bevorzugung nicht nur, weil er weniger bedenkliche Stoffe enthält
 als der den nervösen Leuten nicht zuträgliche Kaffee und Thee,
 sondern auch weil er im Ruf eines bedeutenden Nährwertes steht.
 Ein Mitarbeiter der „Blätter für Volksgesundheitspflege“ macht
 nun darauf aufmerksam, daß der Kakao in letzterer Hinsicht ge-
 wöhnlich überschätzt wird. Allerdings hat der Kakao im Vergleich
 zum Kaffee und Thee auch in dieser Hinsicht einen Vorzug, weil er
 mehr Eiweiß und Fette enthält. Nun wird aber das Fett der Kakaob-
 bohne größtenteils bei der Verarbeitung in den Fabriken entfernt,
 ehe das Pulver in den Handel kommt. Für den Gebrauch gilt sogar
 der Kakao als der beste, der am gründlichsten entölt ist. Wenn man
 sich weiterhin einen Begriff von den Nährstoffen machen will, die
 man mit einer Tasse Kakao, wenn sie nur mit Wasser gekocht ist, zu
 sich nimmt, muß man in Rechnung ziehen, wie viel oder vielmehr wie
 wenig von dem Kakaopulver dabei verwandt wird. Drei gehäufte
 Theelöffel auf 100 Gramm Wasser werden die meisten Hausfrauen
 schon als Verschwendung betrachten, und doch stellen sie höchstens
 20 Gramm Kakao dar. Nun besteht der Kakao etwa zu 1/4 aus Fetten
 und zu etwa 1/4 aus Eiweiß, so daß man sich mit der einen Tasse
 jenes übermäßig starken Kakaos nur etwa 6 Gramm Fett und
 3 Gramm Eiweiß einverleibt. Das ist immer noch besser als gar
 nichts, aber man sollte doch wenigstens wissen, daß der Genuß von
 Kakao in der gewöhnlichen Zubereitung dem Menschen keine Nähr-
 stoffe zuführt, die etwa andere Nahrungsmittel entbehrlich machen
 könnten. Daher sollte der Kakao namentlich für Kinder stets mit
 Milch zubereitet werden, wodurch das Getränk selbstverständlich weit
 nahrhafter wird, und außerdem noch mit einem reichlichen Zusatz
 von Zucker. Unter diesen Bedingungen ist am Kakao nur noch der
 Umstand auszuheben, daß er stark sättigt und die Ehsuft für andre
 Speisen von größerem Wert beeinträchtigt. Dasselbe gilt begreif-
 licherweise von der Chokolade. Daraus ergibt sich, daß niemand,
 der irgend einen Widerwillen dagegen hat, zum Genuß von Kakao
 gezwungen werden noch sich selbst zwingen sollte. Schließlich ist eine
 Tasse von nicht zu starkem Thee und dazu 1—2 Eier sowohl an
 Nährwert wie an Verdaulichkeit ein weit besseres Frühstück, denn
 mit einem Ei wird dem Körper doppelt so viel Eiweiß und fast dreifach
 so viel Fett gegeben wie mit einer Tasse Kakao. Ihren besonderen
 Wert wird die Chokolade immer für Jäger und Touristen behalten,
 denen sie eine vorzügliche Erquickung und die Möglichkeit giebt, ihren
 Hunger zu betäuben, ohne deshalb ihr Gepäc erheblich zu beschweren.
 Im Haushalt aber sollte man Kakao und Chokolade zur Bestreitung
 des Frühstücks nicht so ohne weiteres bevorzugen und gänzlich ver-
 meiden, wenn man zu Verdauungsbeschwerden neigt. —

Humoristisches.

— Reidig. „Warum grad' der Strohhopfbauer die größt'n
 Erdäpfel hat! So dumm wie der — bin i' aa!“ —
 — Schrecklich. „... Sage mir nur, warum macht denn
 Deine Frau seit einigen Tagen gar so ein grantiges Gesicht?“
 „Ach, die ärgert sich schrecklich... denn sie weiß eine Menge
 Neuigkeiten — und ist total heifer!“ —
 — Tief gesunken. „Wie der Mensch nur so 'runter-
 kommen kann! Der Huber Magl war früher Bierführer
 und jetzt fährt er 's Wasserfaß von der Straßenreinigungss-
 gesellschaft!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Paul Lindau ist von der Leitung der von ihm vor
 25 Jahren begründeten Monatschrift „Nord und Süd“ zurück-
 getreten. —
 — Im Dresdener Schauspielhause wurden die drei
 Einakter „Das Vaterunser“ von François Coppé,
 „Lydia“ von Franz Genzichen und „Die Vanaufer-
 schlächt“ von Leo Benz bei ihrer Erstausführung mit großem
 Beifall aufgenommen. —
 — Albert Geigers Drama „Maja“ ist vom Karls-
 ruher Hof-Theater zur Aufführung angenommen worden. —
 c. Ein altägyptisches Hanswurst-Theater, das
 von dem Archäologen Cahet im Verlaufe seiner Ausgrabungen in
 Antinos entdeckt worden ist, wird in Paris in einem Saal des
 Musée Guimet ausgestellt. Dieses kleine Theater war für die Er-
 wachsenen bestimmt. —
 t. Für die Ursachen des Regens hat Russel der Londoner
 Meteorologischen Gesellschaft unlängst vier Erklärungen gegeben:
 Als erste nimmt Russel das Aufsteigen feuchter Luft an den Abhängen
 von Gebirgen; als zweite das ziemlich plötzliche Eindringen einer
 Luftmasse in eine andre, die aus einer entgegengesetzten Richtung
 kommt und über oder unter der Gegenströmung weiter fließt; als
 dritte das Aufsteigen mehr oder weniger feuchter Luft bis zu einer
 Höhe, in der die Verdichtung des Wasserdampfes platzgreift, wobei oft
 die Wärmestrahlung gegen den Weltraum hin und auch elektrische
 Ladungen mitwirken; als vierte die Vermischung von Luftströmen
 verschiedener Richtungen. —